

Eine Einsame.

Novelle von **Emma Merk.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Auguste war sich ganz klar darüber, daß diese erste Bevorzugung, die sie von seiten eines Mannes erfuhr, nur ihrer Eitelkeit wohlgefiel, ohne ihr Herz zu berühren. Ach, ihr Herz war ja noch immer erfüllt von ihrer traurigen, hoffnungslosen Liebe zu Fritz. Ja, die liebenswürdigen, schmeichelnden Worte, die an ihr Ohr klangen, steigerten nur ihre unglückselige Sehnsucht. Sie sagte sich nun manchmal: Ich kann also doch einem Mann gefallen, es wäre also doch keine Unmöglichkeit gewesen, daß Fritz mich liebgewonnen hätte!

Auguste war sichtlich aufgeblüht, sie hatte frischere Farben und glänzendere Augen bekommen, seit sie nicht mehr in dem freudlosen Heim des Vaters lebte.

„Wie hübsch dieses Kleid Ihnen steht, Auguste!“ sagte Fritz eines Tages, und es lag ein Ausdruck der Verwunderung auf seinem Gesicht, als dächte er: Sie ist ja eigentlich ganz hübsch geworden!

Er ahnte nicht, daß die kleine Schmeichelei ihr wilde Schmerzen weckte. Wenn sie ein anderes Kleid getragen hätte, damals, an jenen Spielabenden! Vielleicht hätte er sie angeblickt wie jetzt! Vielleicht wäre er nicht so stumm und gleichgültig an ihr vorübergegangen! Ein anderes Kleid! Schwindelndes, jauchzendes, unausdenkbares Glück hätte es für sie bedeuten können!

Manchmal verfiel sie wieder in ein Träumen wie in ihren früheren, vollständig einsamen Tagen; sie malte sich aus, Fritz wäre krank, bedürfte der Hilfe, und sie könnte ihn pflegen, bei ihm wachen, ihr Leben hingeben für das seine. Sie wagte auch in Gedanken niemals an seinen Besitz, an einen Augenblick in seinen Armen zu denken. Sie schwelgte nur in dem traurigen Glück, sich für ihn opfern zu dürfen.

Gittas Worte schreckten sie empor aus diesem Dämmerzustand, in den sie sich mit leiser Wehmut verloren hatte.

„Hans v. Lempuhl liebt dich,“ sagte Gitta eines Tages. „Er hat Sehnsucht nach einem Heim und wird ein guter Ehemann werden, wie die meisten Männer, die ihre Jugend genossen haben und dann mit ernster Überlegung eine Häuslichkeit erstreben. Ich freue mich wirklich von Herzen, Auguste, daß dir ein solches Glück zufallen soll!“

„Aber Gitta,“ stammelte Auguste mit angstvollen, großen Augen, „du weißt ja gar nicht, ob ich ihn will, ob ich überhaupt heiraten möchte! Ich habe nie daran gedacht —“

„Unsinn! Warum solltest du nicht heiraten wollen! Gerade du bist doch eine so häusliche Natur und fühlst dich nur zufrieden, wenn du Pflichten zu erfüllen hast, für jemand sorgen kannst. Und du hast auch Kinder so lieb! Ich kann ja nur dankbar sein, wenn du ein Genügen daran findest, dich in meinem Hause nützlich zu machen und dich mit meinen beiden Rangen abzuplagen. Aber um deinetwillen! Es ist doch nicht dein Heim, es sind nicht deine Kinder! Im Grunde bleibst du doch die Einsame, die Fremde!“

Auguste drückte die Hände krampfhaft ineinander und hielt die Augen gesenkt wie eine Schuldige. Sie meinte aus der Mahnung der jungen Frau eine Verurteilung herauszuhören, schwerer, berechtigter, als Gitta ahnte.

Mit all der Liebesfülle ihres einsamen Herzens hing sie an diesem Heim, weil es das seine war, an den Kindern, weil sie ihm glichen. Es war die einzige Freude in ihrem stillen Dasein, hier zu weilen, seine Stimme zu hören, ihm unbemerkt, ohne daß er ihr zu danken brauchte, kleine Gefälligkeiten zu erweisen, an die Gitta niemals dachte. Sie hatte sich sogar darauf ertappt, daß sie das Kleid, das er einmal gelobt, am liebsten trug. Also war doch ein dunkler Wunsch in ihr, von ihm gesehen zu werden, ihm zu gefallen. Der Gedanke trieb ihr eine heiße Blutwelle ins Gesicht. Ja, es war doch, trotz aller Entsagung, ein geborgtes, erstohlenes Glück, an das sie sich gewöhnt hatte. Gitta hatte ganz recht: sie war und blieb die Einsame, die Fremde. Sie war überflüssig, geduldet.

Und wenn der Rittmeister sie zur Frau begehrte — ach, Glück schien das ja nicht. Aber es war doch ein eigenes Leben, ein Platz, an den sie hingehörte, eine Rettung vor dem Festwurzeln in dem Hause einer anderen, eine Rettung von ihrer unerfüllbaren Sehnsucht.

Ein eigenes Kind besitzen! Der Gedanke hatte für sie etwas Berauschendes. Dann,

Der Palast des Dalai-Lama in Lhassa. (S. 67)

das fühlte sie, dann könnte sie vergessen und alle ziellose, nach Aufopferung verlangende Herzenswärme, die bis jetzt keinen Ausdruck gefunden, für das geliebte kleine Wesen in ihren Armen zusammenfassen.

Der heiße Kampf, den sie in diesen Minuten durchrang, während Gitta lächelte über ihre Verwirrung, die ihr eine freudige Erregung über einen ersten Heiratsantrag schien, wiederholte sich nun für Auguste in jeder einsamen Stunde.

Der Rittmeister hatte die Klugheit, nicht stürmisch mit seiner Werbung vorzugehen; er ward etwas wärmer im Tone, blieb aber in den gemessenen Grenzen respektvoller Freundschaft und überließ es Gitta, seine Fürsprecherin zu sein, was die junge Frau auch mit ihrer ganzen Beredsamkeit besorgte.

Einmal an einem schönen Juniabend war man noch im Freien gewesen: Fritz und Gitta, Auguste und der Rittmeister. Auf dem Nachhausewege hing sich die junge Frau zärtlich in den Arm des Gatten und sprach leise und flüsternd mit ihm, so daß Auguste mit dem peinlichen Gefühl, zu stören, einige Schritte zurückblieb. Hans v. Lempuhl reichte ihr seinen Arm. Er sprach mit einer gewissen Erregtheit, vertraulicher, offener als bisher.

Die Stunde war gut gewählt. In der warmen, milden Frühsommernacht wanderten verliebte Pärchen, Musikklänge kamen aus den Gärten, in denen noch lustige Menschen beisammensaßen. Fröhlicher Lebensgenuß schien wie der betäubende Jasminduft durch die Luft zu schweben; und Fritz und Gitta schritten voran, lächelnd, in seliger Vertrautheit, als schwebten sie in einer Glückswolke hoch über der Welt. Ein Grauen erfaßte Auguste, wenn sie an ihre stille, verlassene Wohnung dachte. Warum sollte sie immer und ewig die Einsame, die Ausgestoßene sein?

„Zwei einsame Menschen wie wir müssen sich aneinander anschließen," sagte Hans. „Finden Sie nicht auch, Fräulein Auguste? So hübsch es ist, gute, liebe Freunde zu besitzen, die eigene Häuslichkeit vermögen sie doch nicht zu ersetzen. Ich wäre so glücklich, einmal an meinem eigenen Tisch zu sitzen, das Wohlbehagen zu genießen, das nur eine Frau zu bereiten weiß! Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich sehne, mich ein wenig verwöhnen, verhätscheln zu lassen und selbst ein liebes Weib verwöhnen und verhätscheln zu dürfen. Man wird als reiferer Mensch des Alleinseins so müde! Können Sie mir das nachfühlen, Auguste?"

Sie nickte. Es war ja merkwürdig, wie seine Worte sich ihrer Stimmung anpaßten, wie er so ganz den rechten Ton zu treffen wußte, um ihr die feste Überzeugung zu geben, daß sie sich gut verstanden, daß sie, von ganz ähnlichen Gefühlen geleitet, einander fanden.

Ehe sie das Haus erreichten, beschwor er sie noch mit einem bittenden, fragenden Blick in ihre Augen um ein warmes, beglückendes Wort, das ihm einen frohen Glauben an die Zukunft geben sollte.

Sie sagte ihm, daß das, was er auf diesem Heimwege gesprochen, ihr einen tiefen Eindruck hinterlassen habe, er möge ihr Zeit gönnen bis zum anderen Tage, um erst völlig klar zu werden über sich selber.

Er küßte ihr ernst die Hand und flüsterte ein bewegtes „Auf Wiedersehen!" Als Gitta ihn noch einmal fragend anblickte, lächelte er, und die beiden tauschten einen Blick wie heimlich Verbündete.

Am nächsten Tage gab Auguste ihm ihr Jawort.

Gitta umarmte sie jubelnd, traf ihre Vorbereitungen zu einem lustigen Verlobungsessen und rief bei dem heiteren Mahle in ausgelassener Stimmung: „Wir wollen uns nun alle duzen! Es ist überhaupt langweilig, daß du noch immer Sie zu meinem Mann sagst, Auguste! Kommt, hier sind volle Gläser. Gebt euch rasch einen Kuß! Herr v. Lempuhl und ich trinken auch Schmollis!"

Ein heißer Schauer durchrieselte Auguste, als Fritz ihre Lippen berührte. Sie war ganz ruhig geblieben bei den ersten Küssen ihres Verlobten und glühte nun, als sei eine Flamme in ihr emporgelodert. War's nicht Wahnsinn, mit diesem Aufruhr in ihrer Seele eines anderen Weib zu werden? Und dennoch — mußte sie nicht ein Ende machen, diese Flamme ersticken, gerade um dieser tollen Empfindung willen, die ja ein Unrecht war?

Gitta drang mit Ungestüm auf eine rasche Heirat. „Erstens ist eine lange Verlobung überhaupt ein Unsinn," sagte sie, „und zweitens will ich auch bei der Hochzeit sein und trotzdem unsere Sommerpläne nicht aufgeben. Fritz hat doch nur seinen kurzen Urlaub. Ihr müßt euch uns zuliebe beeilen."

Sie ließ Auguste nun kaum noch eine freie Viertelstunde. Es mußte so vieles besorgt, gekauft, bestellt werden. Auguste war zu sparsam erzogen, um über die tausenderlei Anforderungen eines modernen Haushaltes Bescheid zu wissen. Aber Gitta machte es ein Hauptvergnügen, gegen die Anspruchslosigkeit ihrer Verwandten anzukämpfen und ihr in jedem Laden das Schönste und Teuerste anzuempfehlen. „Du mußt ein wenig flott werden, liebe Auguste! Dein künftiger Mann ist verwöhnt, ein Kavalier; er kann nicht leben wie dein armer kranker Papa!"

Mit all diesen Wohnungs- und Einrichtungsfragen, den vielen Besuchen, die das Brautpaar zu machen hatte, war Auguste während der kurzen Verlobungszeit vollständig in Anspruch genommen. Man überschüttete sie von allen Seiten mit Liebenswürdigkeiten; sie, die so lange im Schatten gelebt, spielte nun mit einem Male eine Rolle; dieses Neue, Ungewohnte mußte sie verwirren, zerstreuen.

Fritz Euler hatte eine Geschäftsreise antreten müssen. Sie empfand es als große Erleichterung, daß ihre Seele nicht durch seine beständige Nähe bewegt und erschüttert wurde. Anfang August sollte die Hochzeit stattfinden. Ein paar Wochen vorher war Fritz heimgekehrt, und Auguste stand ihm ganz unvermutet gegenüber, als sie eines Nachmittags Gitta abholen wollte. Er begrüßte sie freundlich und sah ihr teilnahmsvoll in das Gesicht.

„Du siehst ganz müde und verhetzt aus," sagte er mitleidig. „Es ist nicht recht von meiner Frau, daß sie euch unsertwegen, damit wir auf das Land kommen, so drängt, und die Aussteuer in solcher Hast besorgt werden muß."

„Es ist ganz gut so," erwiderte Auguste leise. „Ich bin froh, daß ich wenig Zeit zum Grübeln habe."

Er schaute sie etwas betroffen an. Das klang ja nicht gerade nach Brautjubel und Glückszuversicht.

Nach einer kleinen Pause sagte er: „Weißt du, eines muß ich dir raten, eines darfst du bei aller Überstürzung nicht versäumen, Auguste — einen Ehekontrakt mußt du unbedingt machen."

„Du meinst?" — Es lag ein leises Erschrecken in ihrer Frage und in ihren Augen ein Ausdruck der Angst.

„O, ich will mit dem Rat durchaus keinen Zweifel an deinem Verlobten erwecken; ich halte es nur in den meisten Fällen für besser, wenn die Frau sich durch einen Vertrag ihre Selbständigkeit, das Verwaltungsrecht ihres Vermögens sichert, das ihr ja das Gesetz nicht zugesteht. Und gerade in diesem Fall —"

Er wurde unterbrochen, denn Gitta trat ein, erhitzt und erregt, als wäre sie eben rasch gegangen.

„Meine Frau hat noch kaum Zeit gefunden, mich zu begrüßen," sagte er lächelnd und zärtlich. „Sie hat so viel zu tun, die Ärmste!"

Gitta ließ sich etwas zerstreut von ihm die Hände streicheln. Als er aber in dem eben begonnenen Gespräche fortfuhr und bemerkte: „Ich habe eben Auguste dringend empfohlen, einen Ehekontrakt zu machen —" da fuhr sie in lebhaftem Interesse auf:

„Welche Idee! Wie kommst du dazu? Das ist doch in diesem Fall durchaus nicht nötig! Lempuhl ist ein Ehrenmann. Er würde es als ein Zeichen des Mißtrauens ansehen."

„Aber Liebste," versetzte er lachend, „wir haben doch auch einen Ehekontrakt gemacht, und du hast an meiner Ehrenhaftigkeit doch auch nicht zweifeln können. Dein väterliches Vermögen ist dir seit Papas Tod überlassen; ich frage nie, was du mit deinen Zinsen anfängst."

Eine Rattenfängerkonkurrenz in Paris. (S. 67)

Sie ward nun glühend rot, entzog ihm ihre Hand, um rasch ihre Frisur zu ordnen und sich vor dem Spiegel von ihm abzuwenden. Dieses Gespräch schien ihr entschieden unbequem.

„Das ist doch etwas ganz anderes," behauptete sie in eigensinnigem Tone, „mein bißchen Vermögen kommt doch gar nicht in Betracht deinen Einnahmen gegenüber."

„Aber Schatz, gerade, wenn das Vermögen der Frau mehr in Betracht kommt, ist ein Ehekontrakt am Platz."

Er sagte es ganz unbefangen, aber sie war gekränkt, machte ein finsteres Gesicht und ließ ihn während des ganzen Abends ihre Ungehaltenheit empfinden. Sie hatte Auguste gegenüber versucht, ihres Mannes Rat als höchst überflüssig und beleidigend für Hans darzustellen; aber Auguste erteilte so bestimmt ihr Einverständnis, daß sie nicht wagte, durch eine weitere Erörterung das Mißtrauen ihrer Verwandten wachzurufen. —

Der Rittmeister war von der Kontraktsangelegenheit bereits unterrichtet, als Auguste sie erwähnte, und er fügte sich ohne jeden Einwand. Aber es schien in diesen letzten Wochen vor der Hochzeit, als wäre die freudige Stimmung, der besonders Gitta Ausdruck gegeben, mit einem Male gedämpft worden.

3.

Auguste war mit ihrem Gatten auf der Hochzeitsreise. Sie hatte einen feierlichen Entschluß gefaßt, alle nutzlosen Wünsche zu begraben und mit aller Kraft danach zu ringen, eine gute, glückliche Frau zu werden. Ihr wundes, scheues Herz wäre unter einer recht zarten, liebevollen Berührung wohl aufgeblüht, und einer warmen, echten Neigung hätte ihre dankbare, hingebende Natur nicht widerstanden. Aber der Rittmeister verfiel gleich nach der Hochzeit aus seiner bisherigen wohlberechneten Ehrerbietung in einen bequemen, nachlässigen Ton, als wäre es nun, nachdem sie seine Frau war, nicht mehr nötig, viele Umstände zu machen und um ihre Liebe zu werben. Er zeigte ja immer die ritterlichsten Manieren und war, besonders vor Zeugen, von vollendeter Liebenswürdigkeit; aber die warmen Worte, die echten Herzenstöne, die eine Frau vernehmen will, die ihr die Seele bewegen, fand er nicht. Er suchte sie kaum.

Auguste ward es bald schmerzlich klar, daß die Ähnlichkeit der Empfindungen, die innerliche Übereinstimmung, an die sie auf jenem entscheidenden Heimwege in der Juninacht geglaubt, eine Täuschung gewesen war. Nun, da Hans sich ganz so gab, wie er war, sah sie schaudernd, wie fremd und verständnislos sie einander gegenüberstanden: er, ein nüchterner, etwas frivoler Mann, der kein Bedürfnis nach einem Gefühlsaustausch hatte, nur Sinn für oberflächlichen Lebensgenuß; und sie, die trotz ihrer sechsundzwanzig Jahre ein unerfahrenes, weichherziges Kind geblieben war mit viel Idealismus und vielen Illusionen, vor allem aber mit einem großen, ungestillten Verlangen nach einem Menschen, der sie wirklich lieb hätte.

Seine lebhafte Zärtlichkeit während der Flitterwochen vermochte ihr diese Überzeugung nicht zu wecken. Ja, es erschien ihr nun wie ein Unding, wie ein Frevel, daß sie ohne Liebe sein Weib geworden war. Ein reuiges Gefühl, als sei es eine Lüge, seine Küsse zu dulden, als heuchelten sie beide, wenn ihre Arme sich umschlangen, verließ sie nicht mehr und machte sie immer scheuer und zurückhaltender.

Als sie ein paar Monate verheiratet waren und nun in ihrer hübschen Wohnung ihr neues, häusliches Leben begonnen hatten, sagte Hans eines Tages, ganz ungeduldig und gereizt: „Du bist schauderhaft kühl, Auguste. Wenn Gitta mir nicht so bestimmt und wiederholt versichert hätte, du seiest in mich verliebt bis über die Ohren, dann könnte ich wahrhaftig eher glauben, ich sei dir zuwider."

Er lachte, als er ihren überraschten, entsetzten Blick, ihre glühende Verwirrung bemerkte.

„Das sagte dir Gitta?" stammelte sie.

„Du hast es ihr natürlich unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses anvertraut, und sie hat es natürlich ausgeplaudert. Das machen die Frauen ja immer so. Aber in diesem Fall war's doch eine recht harmlose und naheliegende Indiskretion."

„Und daraufhin — deshalb hast du um mich geworben, deshalb nahmst du mich zur Frau?" stammelte sie, noch immer ganz fassungslos.

„Ja, das heißt — freilich, das gab mir den Mut. Ich wollte mir doch keinen Korb holen, und du hast, wie ich ja eben sagen wollte, ein fabelhaftes Talent, deine Verliebtheit zu verstecken. Wenn du mich nicht wirklich gern gehabt hättest, so hätte ja in der Tat für dich kein Grund vorgelegen, mich zu heiraten."

Sie schwieg verlegen und duldete es, daß er sie in einer zärtlichen Anwandlung in die Arme schloß.

Er hatte recht, er mußte ja an ihre Liebe glauben. Den Grund, warum sie seine Frau geworden, konnte er nicht erraten. Aber die Frage quälte sie nun unaufhörlich: „Was hatte Gitta zu dieser bewußten Lüge veranlaßt? Welchen Zweck verfolgte die junge Frau, als sie mit solchen Mitteln diese Ehe stiftete? Eifersüchtig war sie nicht. Sie konnte der Verwandten ja auch ihr Haus verschließen, wenn deren Gegenwart ihr unbequem war. Wozu also diese erfundenen Liebesversicherungen, die sie ihnen beiden in die Ohren geraunt?"

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Trotz aller Anstrengungen ist es noch keinem europäischen Forschungsreisenden gelungen, nach **Lhassa,** der Hauptstadt von Tibet, in der das geistliche Oberhaupt des Landes, der Dalai-Lama, seinen Wohnsitz hat, vorzudringen. Trotzdem gibt es zwei in neuester Zeit aufgenommene Photographien von Lhassa und dem auf steilem Berg sich erhebenden **Palaste des Dalai-Lama.** Unser Bild ist die Wiedergabe einer derselben. Wer sie aufgenommen hat, ist Geheimnis. Man vermutet, daß sie von einem Mitgliede der Nepaler Gesandtschaft in Peking stammt. — Der jetzt so beliebte Foxterrier ist von Natur ein guter Rattenfänger und wird durch gute Abrichtung ein Meister darin. In **Paris** gibt es Leute, welche das Abrichten von Foxterriern zu den ab und zu stattfindenden **Rattenfängerkonkurrenzen** als Gewerbe betreiben. Bei der großen Radrennbahn jenseits des Bois de Boulogne befindet sich das Gebäude, in dem die Wettkämpfe ausgebildeter Rattenfänger stattfinden. Die zur Übung für die Hunde



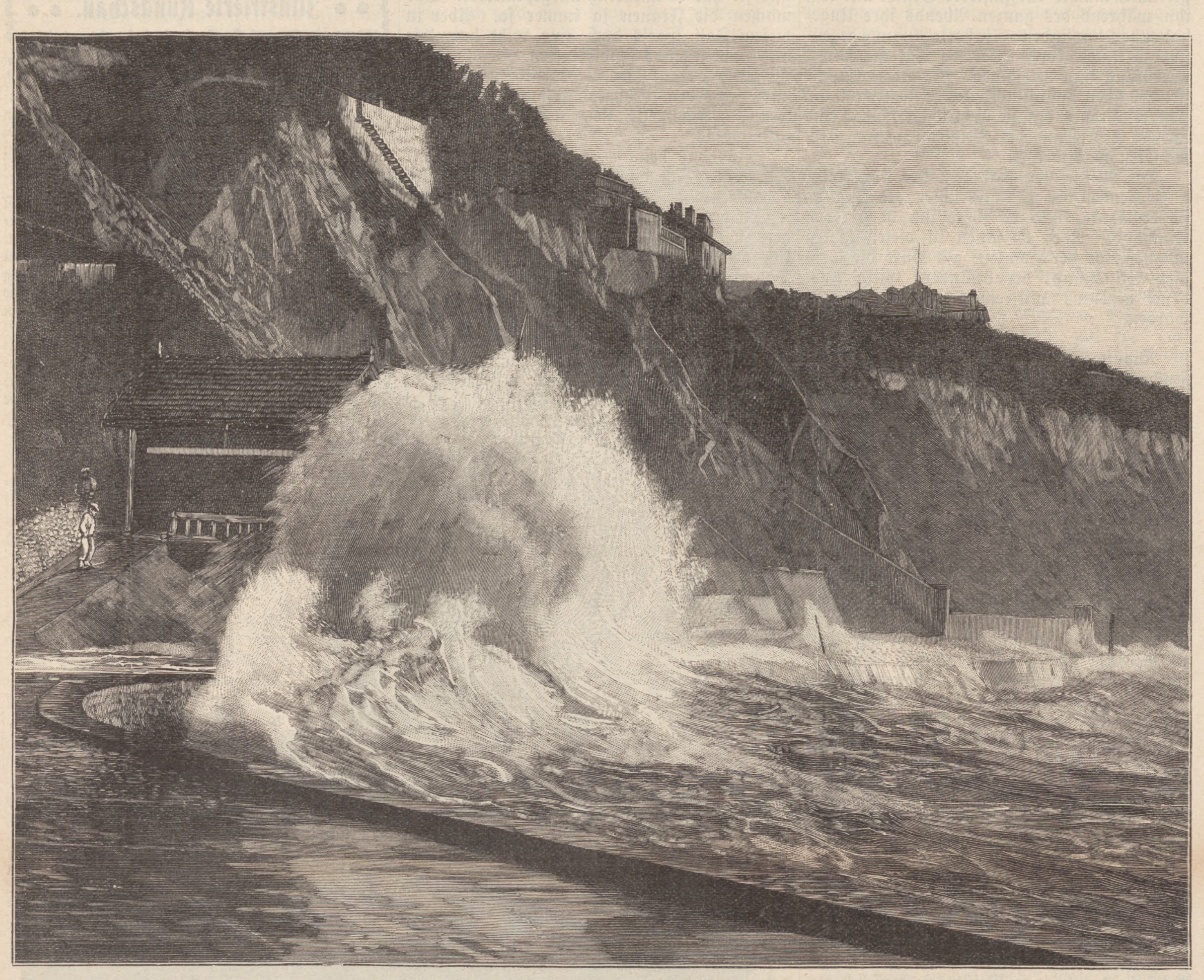
Das neue Post- und Telegraphen-Direktionsgebäude in Wien. (S. 68)
Nach einer Photographie von R. Lechners Hofbuchhandlung (W. Müller) in Wien.

wie zur Konkurrenz nötigen Ratten werden in den unterirdischen Kanälen und den städtischen Markthallen gefangen. Dem Wettkampf wohnt stets eine schaulustige Menge bei. Jeder Foxterrier wird in einen Drahtkäfig gebracht, in dem eine Anzahl Ratten sich befindet, und man stellt mit der Uhr in der Hand genau fest, wie lange es dauert, bis er sie alle gefangen und getötet hat. Der Hund, der am schnellsten mit seiner Aufgabe fertig ist, erhält als Sieger den ersten Preis. — Das mit einem Kostenaufwande von 1½ Millionen Kronen errichtete neue **Post- und Telegraphen-Direktionsgebäude in Wien**, das sich an der Einmündung der Hetzgasse in die Hintere Zollamtsstraße erhebt, hat zwei ausgedehnte fünfstockige Fronten von je 130 Meter Länge, die an der Ecke, wo sie zusammenstoßen, von einem Kuppelbau überragt werden. Die Grundfläche beträgt 1965 Quadratmeter. Das Gebäude enthält 300 Bureaus, Zeichensäle und sonstige Diensträume und einen vornehm ausgestatteten Sitzungssaal im ersten Stock. Fünf elektrische Aufzüge dienen zur Personen-, Akten- und Lastenbeförderung, 750 Glühlampen zur Beleuchtung; eine Dampfzentralheizung versorgt alle Räume mit der nötigen Wärme.

Die Baskenküste bei Biarritz.

(Mit Bild.)

Das im innersten Winkel der Bucht von Biscaya, ganz dicht an der spanischen Grenze gelegene Biarritz ist Frankreichs schönstes und vornehmstes Seebad. Malerische Lage, milde Luft und starker Wellenschlag zeichnen es aus. Dort kann man jederzeit in vollen Zügen den kräftigenden Salzstaub des Meeres atmen, wenn man über den Pont de la Vierge nach dem Marienfelsen hinübergeht, oder an der Baskenküste entlang wandelt, wo stets die Brandung stark ist und an stürmischen Tagen mit donnerndem Getöse haushoch an den Felsen emporschäumt. Die Baskenküste erstreckt sich südlich von Biarritz bis zu der La Falaise genannten Klippe, die unser Bild wiedergibt. Oben geht ebenfalls ein Promenadenweg entlang, der großartige Ausblicke auf das Meer und die Küsten gewährt.



Die Baskenküste bei Biarritz. Nach einer Photographie.

Eifersucht.

(Mit Bild auf Seite 69.)

Der Wiesenhofbauer ist mit seinem jungen Weibchen des Sonntags ins nächste Städtchen gegangen, um Einkäufe zu machen, und dann begeben sie sich, wie üblich, in ein Wirtshaus, um einen Schoppen Wein zu trinken. Dort zeigt gerade eine Bande fahrender Artisten einem „verehrungswürdigen Publikum" seine staunenerregenden Künste auf dem Gebiete der Gymnastik, Akrobatik, des Jonglierens u. s. w. Das ist ganz schön. Um aber eine gute Einnahme zu erzielen, besorgt die schöne Lolita Pepita, der Stern der Truppe, das Einsammeln bei den Gästen, und dieses bezaubernde Wesen hat die Keckheit, den jungen Wiesenhofbauer, während sie ihm den Teller zur Empfangnahme der Gabe entgegenstreckt, nicht nur holdselig anzulächeln, sondern ihm sogar das Kinn zu streicheln. Das ist der jungen Bäuerin zu viel. Eifersucht regt sich in ihrem Herzen und eine geheime Angst, und durch einen sanften, aber deutlichen Druck ihrer Hand erinnert sie den Bauern an die Gefahr, die ihm und ihr droht. Der Maler hat mit vortrefflicher Charakteristik den Humor des Vorgangs wiederzugeben verstanden.

Eine Jagd auf Sirenen.

Erlebnis aus Venezuela.

Von **Friedrich J. Pajeken.**

(Nachdruck verboten.)

Auf einer der vielen sumpfigen, mit dichtem Urwalde bedeckten Inseln des Orinokodeltas wohnte mein Freund, der Mestize Pedro Gomez, ein Abkömmling der Guarauno-Indianer, mit denen er enge Freundschaft hielt und einen regen Handel betrieb. Die Waren kaufte und tauschte er von den Kapitänen der europäischen und amerikanischen, den Orinoko nach Ciudad-Bolivar (Angostura) hinauffahrenden Schiffe ein, und bei solcher Gelegenheit hatte ich ihn auf meinen Reisen in Venezuela kennen gelernt.

Als ich ihm vor meiner Rückkehr nach Nordamerika meinen Abschiedsbesuch machte, war es Hochsommer. Pedro Gomez, der einige Meter Holandilla,*) malerisch um den Körper geschlungen, als Kleidung trug, empfing mich auf das herzlichste und hörte mit Bedauern, daß er mich nun wohl zum letzten Male sehen werde. Die Bark, welche mich nach New York bringen sollte, hatte beim Hinabkreuzen auf dem Strome den Klüverbaum,

*) Ein blauer Zeugstoff.



Eifersucht. *Nach einem Gemälde von F. Ortlieb.* (S. 68)

der in die Äste eines weit über den Fluß vorgeneigten Waldriesen geraten war, gebrochen und ankerte nicht fern, um den Schaden auszubessern, was bis zum nächsten Tage dauern würde. Pedro suchte mich eifrig zu überreden, bis dahin bei ihm zu bleiben. Doch vergeblich versprach er mir ein vorzügliches Abendessen, seine beste Hängematte zum Schlummern und noch vieles andere mehr. Die Moskitos hatten mir in den vergangenen Nächten auf dem stets in der Mitte des Stromes ankernden Schiffe bereits arg mitgespielt; wieviel schlimmer mußten sie hier im Waldesdickicht auf der sumpfigen Insel hausen! Ich konnte beim besten Willen nicht bleiben.

Da traf Pedro Gomez' Blick meine Büchse, die mir am Riemen über der Schulter hing, und dabei erinnerte er sich meiner Hauptleidenschaft. Über sein bräunliches, von den langen, bis auf die Schultern herabhängenden Haaren umrahmtes Gesicht mit den dunkelbraunen, fast schwarzen Augen flog ein verschmitztes Lächeln, und jedes Wort scharf betonend, sagte er: „Ich verspreche Euch noch eins, amigo: eine Jagd auf sirenas!"

„Auf Sirenen?" wiederholte ich, sofort auf das höchste interessiert.

„Si, Senhor! Sirenas gibt es hier um diese Jahreszeit vollauf," fuhr der Mestize rasch fort. „Ramon sah noch letzte Nacht im Mondschein mehrere derselben. — Wo steckt der Junge? — Ramon! Ramon!" rief er laut.

Der Junge entpuppte sich als ein bis auf einen Lendenschurz nackter, mindestens vierzigjähriger Guaranno, der, sich reckend, eine Hängematte verließ, von denen in der Hütte etwa ein halbes Dutzend kreuz und quer bis oben unterm Dache hing, und sich uns laut gähnend näherte.

„Wie ist es, Ramon? Wie viel Sirenen zähltest du letzte Nacht?"

Ramon spreizte mit abermaligem Gähnen die Finger seiner rechten Hand.

„Fünf! Seht Ihr, amigo?" rief Pedro Gomez. Er nahm mir die Büchse ab und streckte mir die Rechte hin. „Abgemacht, Ihr bleibt!"

Ich schlug ein. Wie oft hatte ich schon von den interessanten Tieren gehört, denen die Naturforscher den dichterischen Namen gegeben hatten, doch während meines langjährigen Aufenthaltes am Orinoko, in dem sie bis zum Apure und Rio Meta hinauf hausen sollten, immer vergeblich versucht, ihrer habhaft zu werden. Jetzt konnte ich dieser Aussicht nicht widerstehen; ich verabschiedete daher die zwei Matrosen, welche mich in einem Boote von der Bark nach der Insel gerudert hatten, mit der Weisung, mich am nächsten Morgen wieder abzuholen.

Mein Freund hatte unterdessen mit dem „Jungen" gesprochen, der dann an einer anderen Stelle des Ufers einen Kahn bestieg und schnell von dannen ruderte.

Ich bot dem Freunde eine Zigarre und entzündete mir selbst eine solche — weniger des Genusses halber, als um durch den Rauch die Moskitos von mir fernzuhalten; dann begannen wir zu plaudern.

Währenddem kam zur Hütte eine noch junge, in ein sackartiges, buntes Kattungewand gehüllte Indianerin herein, die mir der Mestize als sein Weib vorstellte. Er redete eine Weile in ihrer Sprache auf sie ein, worauf die junge Frau die Behausung wieder verließ, und wir unsere Unterhaltung fortsetzten.

Bald erschien ein Indianer in der Hütte, dem nach und nach etwa ein Dutzend andere folgten. Nach stummer Begrüßung durch Kopfnicken hockten sie bei uns nieder.

Schließlich ließ sich auch Ramon wieder blicken. „Mit uns sechzehn Mann, vierzehn Kähne; es wird genügen," sprach er zu dem Mestizen, der fragend zu ihm aufsah.

Mein Freund nickte. „Es sind Treiber für die Jagd," sagte er zu mir.

„Wann soll diese beginnen?" fragte ich gespannt.

„Wir müssen die Flut abwarten, mit der die Sirenen ihre Tummelplätze in den überschwemmten Grasflächen aufsuchen; also in den ersten Morgenstunden, sobald der Mond hell genug scheint, brechen wir auf."

Pedro Gomez redete nun zu den Indianern, worauf sie lachend mit Ramon die Hütte wieder verließen.

Schon seit einiger Zeit hatte sich draußen ein lauter Lärm kreischender, krächzender, pfeifender und zirpender Vogelstimmen erhoben, der noch mit jeder Minute wuchs. Der Abend nahte, und die Vögel, welche während der drückenden Hitze des Tages im kühleren Laubesschatten gerastet hatten, flogen jetzt, Nahrung suchend, umher.

Ich trat in die Hüttentür. Zwischen den Bäumen sah hier und dort der tiefblaue Himmel hindurch, an dem Scharen großer und kleiner grüner Papageien vorüberstreiften. Irgendwo im Geäst über meinem Haupte krächzte ein Pfefferfresser, und am Flußufer im Dickicht jagten sich mit heiserem Geschrei die großen, widerlich riechenden, schwarzbraunen Wasserhühner. Zu meinen Füßen vor der Hütte brannten eine Anzahl Feuer, deren Rauch kerzengerade emporstieg und sich unter dem wie eine Kuppel gewölbten Laubdache der umherstehenden Baumriesen verlor. Die Indianer und auch des Mestizen Frau mit Ramon waren an den Feuern eifrig beschäftigt, eine Mahlzeit zu bereiten, die bei den Indianern aus verschiedenen Sorten Fischen bestand. An den Pfählen, auf denen die Hütte ruhte, vertaut, lag mehr als ein Dutzend Kähne. Außer dem kurzen, schaufelförmigen Ruder befanden sich darin mannslange Bogen und Pfeile.

Wütend schlug ich um mich nach den mich immer hartnäckiger umschwärmenden Moskitos, und nun dachte ich doch mit banger Sorge an die mir bevorstehende Nacht unter den blutdürstigen Insekten.

Der Mestize mußte meine Gedanken erraten haben. Er klopfte mir vertraulich auf die Schulter und meinte tröstend: „Ohne Sorge, amigo! Wir haben ein Mittel dagegen, und Ihr sollt ungestört schlummern. — Vorwärts — vorwärts!" rief er dann nach unten seiner Frau und Ramon zu. „Wir haben Hunger!" — Auf seinen Wink folgte ich ihm wieder in die Behausung und dort seiner Aufforderung, eine große Schildkrötenschale, von denen er mehrere herbeirollte, als Sitz zu benutzen. Nachdem auch er Platz genommen hatte, begann er, mir bunt durcheinander allerlei zu erzählen, augenscheinlich bemüht, mich die mir durch die Moskitos verursachte Plage vergessen zu machen.

Etwa nach einer halben Stunde kamen Ramon und die junge Frau mit der Abendmahlzeit, einer in ihrer Schale gerösteten Schildkröte, wozu Pedro Gomez aus einem Winkel der Hütte noch Cassabe — ein aus der gepreßten Wurzel der bitteren Yucca hergestelltes dürres, aber durchaus nicht schlecht schmeckendes Brot in Form von großen Pfannkuchen — sowie eine Korbflasche voll Rum und ein Bierglas herbeiholte. Er füllte letzteres bis zum Rande, und nach einem tiefen Schluck aus demselben auf mein Wohl reichte er es mir.

Nachdem auch ich auf das Wohl meiner Wirte getrunken hatte, begannen wir zu speisen, wobei ich mich, da außer einem Holzlöffel weder Messer noch Gabeln vorhanden waren, meines Jagdmessers und, dem Beispiele der anderen folgend, der Finger bediente. Die Schildkröte war ausgezeichnet, nur mit dem Lieblingsgewürze der Indianer, Pfeffer, sehr stark versehen.

Während der Mahlzeit verstummte der Lärm der Vögel, und rasch zunehmend wurde es dunkel. Ramon entzündete in der Mitte der Hütte auf dem dort mit einer dicken Lehmschicht bedeckten Boden ein Feuer, das bald allein den Raum erhellte, denn nach kaum fünf Minuten war es finstere Nacht.

Draußen regte sich jetzt kein Laut mehr; nur das Schwatzen der bei ihren Feuern ihre Mahlzeit verzehrenden Indianer tönte von unten herauf. Nach einer Weile schwiegen auch sie. Einer nach dem anderen erschien wieder in der Hütte, über der Schulter eine Hängematte, die sie möglichst hoch unter dem Dache befestigten, wobei sie eine affenartige Behendigkeit im Klettern entwickelten.

Jetzt schickte sich auch die junge Frau an, zur Ruhe zu gehen. Ihre Nachttoilette war ungemein einfach, sie streifte das Kattungewand ab und schwang sich dann mit derselben bewunderungswerten Behendigkeit wie die Männer von Hängematte zu Hängematte, bis zu einer solchen, die am höchsten unter dem Dache befestigt war.

Meine Zigarre befand sich bald in ständiger Glut, derartig rasch ließ ich daraus eine Rauchwolke der anderen folgen; aber vergeblich war mein Mühen, die jetzt zu Hunderten auf mich einstürmenden Moskitos zu verscheuchen. Ich fühlte deren Stiche im Gesicht, an den Händen und sogar durch die Strümpfe hindurch an den Beinen.

Pedro Gomez, der mir umständlich ein ellenlanges Jagdabenteuer mit einer Anakonda erzählte, sah, wie ich mich ohne Erfolg gegen die Angriffe der unverschämten Insekten wehrte. „Armer Freund!" unterbrach er sich, aufspringend, voll Teilnahme. „Ich dachte nicht daran, daß Ihr eine andere Haut habt wie wir. Kommt! Ich verschaffe Euch Ruhe."

Nachdem er in das Feuer mehrere grüne Zweige und trockene Äste geworfen hatte, bedeutete er mir, eine der ziemlich hoch über dem Boden, unweit des Feuers befestigten Hängematten zu besteigen, was mir mit seiner Hilfe auch gelang.

Ich wünschte ihm gute Nacht, legte mich nieder und schloß die Augen, denn der von den Flammen aufwirbelnde Rauch brannte darin wie Feuer. Wirklich ließen mich die Moskitos in Frieden; doch schon nach einer kurzen Weile ertrug ich den Rauch nicht mehr. Nicht nur meine Augen brannten und tränten entsetzlich, auch ein immer stärker werdender Hustenreiz machte sich bei mir fühlbar, und kaum nach einer halben Stunde sah ich mich gezwungen, mein Lager zu verlassen.

Was habe ich in jener Nacht alles begonnen, um der Plage der Tropen zu entrinnen! Ich stellte mich ganz in die Nähe des Feuers, das ich von Zeit zu Zeit mit neuer Nahrung versah; wenige Minuten später zog ich mich so weit wie möglich, triefend von Schweiß, davon zurück. Ich rannte wie ein Tiger im Käfig in der Hütte umher; es war mir, als hingen sich sämtliche in dem Raume befindliche Moskitos an mich. Ich begab mich in das Freie und kletterte die Leiter auf und ab; draußen waren so viel Quälgeister wie in der Behausung, und außerdem umflatterten mich dort große Fledermäuse. Ich kletterte mit vieler Mühe wieder in die Hängematte, um bald darauf wieder geräuchert, hustend und mit strömenden Tränen daraus zu entfliehen.

Mein Freund hatte sich gleich nach mir niedergelegt und schlief fest. Daß jedoch auch die Indianer trotz des Rauches, der sie in

ihren Hängematten umgab, von den Moskitos zu leiden hatten, bewies mir das oft vernehmbare Klatschen ihrer Hände auf ihrem nackten Körper.

Wie langsam verstrichen die Stunden! Ein Geräusch wie das Rollen eines in der Ferne eine Brücke passierenden Eisenbahnzuges lockte mich schließlich wieder in das Freie. — Ein heller Glanz im Osten verkündete den Aufgang des Mondes. Das Geräusch kam näher und näher und entfernte sich dann wieder, bis es verstummte. Eine Herde Brüllaffen hielt ihren nächtlichen Umzug. Ich lauschte weiter. Deutlich, ja fast laut klang das abscheuliche Singen der Moskitos, und einmal unterbrach die jetzt wieder feierliche nächtliche Stille das vom Flusse her tönende Schnauben einiger Süßwasserdelphine.

Wieder in die Hütte zurückgekehrt, überzeugte ich mich durch Betasten von der Richtigkeit meiner Empfindung, daß meine Hände und mein Gesicht stark geschwollen waren. Laut verwünschte ich es jetzt, daß ich der Verlockung des Mestizen gefolgt und bei ihm geblieben war.

Endlich regte sich mein Freund und glitt gleich darauf, seine Hängematte verlassend, an einem der das Dach stützenden Pfähle herab. „Es ist Zeit," sagte er, in die Hände klatschend.

Einige Sekunden später standen sämtliche Indianer bei uns, und unverzüglich brachen wir auf. Die Indianer bestiegen je ein Fahrzeug, Pedro Gomez und ich nahmen in einem etwas größeren Kahne Platz; dann ging es fort zwischen den sich schwarz vom mondbeschienenen Himmel abgrenzenden Urwaldmauern, zuerst rasch durch mehrere kleine Flußarme, bis wir einen breiteren Flußarm erreichten, wo die Fahrt langsamer fortgesetzt wurde. Lautlos glitten die Fahrzeuge durch das dunkle Wasser, in dem sich jetzt der über einer östlichen Laubwand emportauchende Mond silbern spiegelte.

Etwa eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als sich Ramon, der die Führung übernommen hatte, in seinem Fahrzeuge aufrichtete. Sämtliche Kähne hielten an, um sich gleich darauf in einer langen Linie gegen das nördliche Ufer des Flußarmes zu wenden.

Auch dort sah ich eine dichte Waldmauer; doch nun flüsterte mir mein Freund zu, der hinter mir mit dem kurzen, schaufelförmigen Ruder den Kahn fortbewegte, während ich die Büchse schußbereit in den Händen hielt, daß vor uns der Aufenthaltsort der Sirenen läge. Scharf spähte ich aus, und als wir uns der Waldmauer mehr genähert hatten, entdeckte ich am Fuße derselben größere Grasmassen, die jetzt bei der Flut kaum aus dem Wasser hervorsahen.

Wieder erhob sich Ramon, und abermals hielten die Kähne.

„Hört Ihr ihren Gesang?" fragte mich der Mestize leise.

Ich horchte gespannt und vernahm in der Ferne am Ufer ein dumpfes Stöhnen und Schnauben.

Wohl eine Stunde blieben wir auf jener Stelle liegen. Mit ihrem Ruder verhinderten die Männer, daß die Fahrzeuge von der allerdings nur schwachen Strömung fortgetrieben wurden. Wie mir Pedro Gomez zuflüsterte, war die Flut noch zu hoch und unserer Jagd hinderlich.

Der Mond stieg höher und höher, und obgleich nur seine halbe Scheibe leuchtete, war es fast tageshell. Leise plätscherten die Wellen an den Seiten der Kähne; sonst regte sich nichts, kein Laut, kein Hauch; nur von Zeit zu Zeit ließ sich wieder am noch etwa hundert Meter entfernten Ufer zwischen den Grasmassen, die mehr und mehr aus dem Wasser zum Vorschein kamen, das Stöhnen und Schnauben der Sirenen hören.

Mit jeder Minute wuchs meine Spannung, mit der ich der Jagd auf die seltene Beute entgegensah, und hocherfreut war ich, als Ramon endlich das Zeichen gab, weiter vorzurücken. Langsam bewegte sich die Reihe der Fahrzeuge in einem Halbkreise nach dem Ufer. Näher und näher kamen wir demselben. Schon ließen sich deutlich die langen Wedel der Palmen zwischen dem dunklen Laube erkennen.

Jetzt winkte Ramon mit der Hand, und blitzschnell schossen die Kähne vorwärts. Nach wenigen Sekunden lagen die aus dem Wasser hervorschauenden Grasmassen unmittelbar vor uns. Hin und her wogten sie an verschiedenen Stellen, und richtig! da wurde zwischen ihnen einen Augenblick ein dunkler Körper sichtbar.

Die Indianer hatten ihre Ruder beiseite gelegt und Bogen und Pfeile ergriffen. Alle standen aufrecht. Ramon und noch zwei Männer schossen, doch nicht ihren Pfeil auf das Ziel richtend, sondern in die Luft schnellten sie den Pfeil, der dann einen Bogen beschrieb und von oben herab auf den dunklen Körper niedersauste,*) kurz bevor dieser unter der Wasserfläche verschwand.

„Zwei trafen," rief mein Freund hinter mir. „Vorsicht, Leute, daß uns die Beute nicht entschlüpft."

Schon saßen die Indianer wieder, das Ruder in den Händen, und hin und her vor den Grasmassen ließen sie ihre Kähne schießen, indem sie bei jedem Ruderschlage mit dem Ruder in den Händen fest an die Seitenwand des Fahrzeuges klopften.

„Schickt ihm eine Kugel zu, sobald Ihr ihn seht," rief mir der Mestize zu.

Ich brannte bereits vor Verlangen, meine Büchse auf die Beute zu richten; doch sie ließ sich nicht wieder blicken.

„Caramba!" rief Ramon zornig und schlug mit seinem Ruder in das Wasser, daß es weit umherspritzte. „Entwischt unter meinem Kahn hindurch; ich fühlte den Stoß."

Lautes Geschrei der Indianer am äußersten rechten Ende der Fahrzeugreihe ertönte. „Heia! Heia! Heia!" riefen sie und schlugen wie toll mit den Rudern in das Wasser.

„Seht dort! Sie treiben ihn zurück," stieß Pedro Gomez hervor.

Ich sah den dunklen Körper rasch durch die Grasmassen schwimmen. Hastig hob ich die Büchse; doch ein Zielen war mir unmöglich, denn als ich das linke Auge zudrückte, war ich blind, und nun bemerkte ich, daß mir das rechte Auge zugeschwollen war. Dennoch drückte ich ab.

Donnernd widerhallte der Schuß in dem nahen Walde und mehrfach in der Ferne. Gleichzeitig erhob sich vor uns ein ohrenbetäubender Lärm. Schon als die Indianer zu schreien begannen, waren einige Stimmen der aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckten Vögel laut geworden. Nun erscholl deren Krächzen, Pfeifen und ängstliches Flattern, der grelle Schrei der Pauhis, tiefes Brummen der Trompetenvögel, sowie das winselnde Schreien der Affen. Am Fuße der Waldmauer knackten und brachen die Zweige; ein wildes Grunzen und Zähneklappern verriet, daß eine Herde Peccaris, die am Flußufer geschlummert haben mochte, das Weite suchte, und unter lautem Quieken und Plätschern floh dort auch durch das Wasser eine Schar Chiguiris, kleine Wasserschweine.

Schnell verstummte der Lärm wieder. Jetzt erhoben die Indianer mir zur Linken lautes Geschrei, und wieder flüchtete etwas, dieses Mal unserem Auge nicht sichtbar, durch die Grasmassen, die sich in gerader Linie rasch teilten und schlossen.

Im Osten blitzten am Horizont helle Strahlen bis zum Zenith empor. Der Sonnenaufgang war nahe, und gleich darauf vollzog sich denn auch jener zauberhafte, fast plötzliche Wandel von der Nacht zum Tage. Voll staunender, immer wieder neuer Bewunderung habe ich es stets beobachtet; an jenem Tage sah ich nichts davon. Unverwandt waren meine Blicke auf die von den Kähnen eingeschlossene Fläche gerichtet.

„Da ist er! Da ist er!" rief Ramon und zeigte nach einem breiten Wasserstreifen zwischen den Grasmassen. Schon war es fast ganz Tag geworden.

Zwei Pfeilenden bewegten sich im Wasser, auf und nieder tauchend, langsam weiter und verschwanden dann zwischen den Grashalmen.

Die Indianer riefen wieder ihr „Heia! Heia!" und schlugen mit ihren Rudern ins Wasser.

„Schießt Ihr ihn nicht, so kann es noch Stunden dauern, bis wir ihn haben, wenn er uns nicht gar noch entrinnt," sagte der Mestize zu mir. „Vorhin habt Ihr nicht getroffen."

„Der Henker hole das Treffen, wenn einem das Auge wie verkittet ist," erwiderte ich und schaute mich nach dem Freunde um.

„O weh!" rief er. „Wie seht Ihr aus!"

„Sehr hübsch jedenfalls nicht," entgegnete ich mit erzwungenem Lächeln. Ich wollte ihm noch meine Anerkennung über sein vortreffliches Mittel gegen den Angriff der Moskitos ausdrücken, aber lauteres Geschrei der Indianer, die aufs neue nach Bogen und Pfeil griffen, lenkte meine Aufmerksamkeit wieder der Jagd zu. Gerade vor mir, kaum zehn Meter entfernt, bemerkte ich zwischen den Grasmassen einen Kopf mit wulstiger Schnauze.

Im Nu lag meine Büchse im Anschlag; gewaltsam riß ich das rechte Auge auf. Eine Sekunde glaubte ich das Korn durch das Visier zu sehen, und schnell drückte ich ab.

Hoch bäumte sich der Kopf des Tieres, heftig wogten rund um dasselbe die Grasmassen. Das Tier wollte augenscheinlich entfliehen; doch schien es ihm an Kraft zu mangeln.

Während ich solches beobachtete, trieben die Indianer von allen Seiten ihre Kähne schnell auf die Stelle zu, wo das Tier auf dem dort etwas erhöhten Grunde im Wasser lag. Auch mein Freund ruderte hastig.

Im nächsten Augenblicke waren wir bei unserer Beute angelangt, die sich jetzt noch stärker, aber wie zuvor vergeblich abmühte, zu entkommen. Rasch hielt ich die Laufmündung meiner Büchse an den Kopf des Tieres und schoß. Es stöhnte noch einmal laut auf; dann regte es sich nicht mehr.

Ein jubelndes Geheul entrang sich den Kehlen der Indianer, und beinahe alle sprangen in das ihnen bis unter die Arme reichende Wasser. Zwei Männer ließen nun ihre Kähne voll Wasser laufen und schoben dieselben dann dicht an das erlegte Tier heran, worauf die übrigen dieses mit vereinten Kräften auf die dicht nebeneinander liegenden Fahrzeuge wälzten, aus denen dann vermittels einiger mitgenommenen Kürbisschalen das Wasser geschöpft wurde. Es gelang in verhältnismäßig kurzer Zeit, und immer mehr hoben sich die beiden Kähne mit ihrer Last aus den Fluten.

Es war ein ungewöhnlich großer Lamantin (Manatus australis), ein Prachtstück jener zwischen Seehunden und Walen stehenden Tiergattung, bei deren unschönem, plumpem Körper und häßlichem, nilpferdähnlichem Kopfe man nicht genug erstaunen kann, wie die Naturforscher diesen Geschöpfen jenen dichterischen Namen „Sirenen" geben konnten.

*) In dieser Weise schießen die Indianer am Orinoko auch auf Fische, Schildkröten und dergleichen.

Unser Lamantin war von Farbe bläulichgrau, etwas heller am Leibe als auf dem Rücken, und hatte eine beinahe kahle, nur mit vereinzelten gelblichen Borsten bedeckte Haut. Er war mindestens drei Meter lang, etwa einen Meter breit und einen halben Meter hoch. Mein Freund hielt ihn für ungefähr neunhundert Pfund schwer. Unförmlich wie das ganze Tier war die senkrecht stehende, abgerundete Schwanzflosse, und nicht im Verhältnis zu dem großen Körper standen die beiden nur kleinen, aber breiten, vorn abgerundeten und hinten zugeschärften Brustflossen.

Die zwei Pfeile steckten unmittelbar beieinander im Rücken. Die Kugel meines zweiten Schusses war in eines der kleinen, ovalen, hervorstehenden, oben bewimperten Augen gedrungen. Mein dritter Schuß hatte dem Tier den Kopf zerschmettert.

Die Indianer spannten sich nun mit ihren Kähnen vor die zwei Fahrzeuge, auf denen die Beute lag, und zogen dieselben mit ihrer Last fort. Wir anderen folgten.

Die Mienen sämtlicher Männer drückten eine unverkennbare Freude aus, was ich mir nicht zu erklären vermochte, da das Fleisch des Lamantin allgemein als ungesund und Fieber erzeugend gilt, und die Leute daher nur die dicke, zähe Haut des Tieres gebrauchen konnten. Ich teilte diese meine Ansicht dem Mestizen mit, der mir schmunzelnd erwiderte, daß das Fleisch und Fett der Sirenen weder bei ihm noch bei seinen Stammverwandten jene schädlichen Wirkungen habe, von denen die Weißen sprächen, sondern große Leckerbissen wären.

Die Sonne begann sich bereits stark fühlbar zu machen; außerdem umschwärmten mich jetzt statt der Moskitos noch ärgere Blutsauger, die Galofas, eine kleine, empfindlich stechende, im Orinokodelta in großen Mengen vorhandene Bremsenart, gegen deren Angriff ich ständig auf der Hut sein mußte. Zugleich war ich müde und abgespannt; ich bat deshalb Pedro Gomez, mich direkt nach der Bark zu rudern, was er bereitwillig tat. An Bord erregte mein Aussehen allgemeines Gelächter — wer den Schaden hat, braucht eben für den Spott nicht zu sorgen; doch jetzt nach den überstandenen Qualen fand ich einen hinreichenden Trost für die schlaflose, peinvolle Nacht in meiner erfolgreichen Jagd auf Sirenen.

Humoristisches.



Boshaft.

Fräulein: Diesen Morgen, als ich Gesangunterricht hatte, sind hier vor dem Fenster zwei Pferde durchgegangen!

Herr: Was sangen Sie denn gerade?



Das genügt.

Heda, alter Junge! Siehst du dich schon wieder nach einer neuen Wohnung um? Warum denn eigentlich?

— Ach, aus zwei Gründen! Erstens spielt meine Wirtstochter den ganzen geschlagenen Tag Klavier und zweitens hat mich mein Wirt 'rausgesetzt, weil ich ihm keine Miete zahlte.

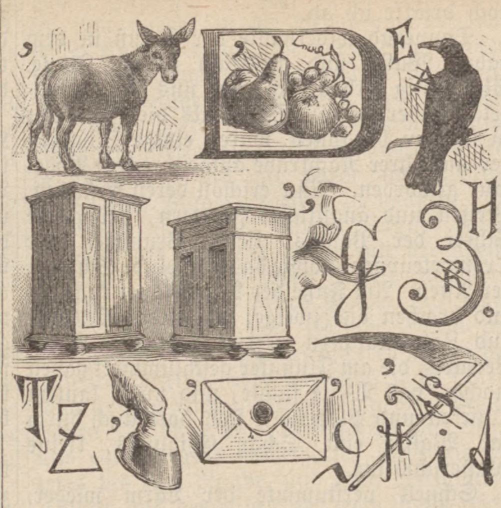
Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Bezeichnende Namen. — Bekanntlich wurden beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges die Geheimschreiber Martinitz und Slavata von den eindringenden böhmischen Abgeordneten aus den Fenstern des Prager Schlosses gestürzt, ohne daß die Genannten Schaden genommen hätten. Während nun Kaiser Ferdinand den letzteren unter Ernennung zum kaiserlichen Rat in den Adelstand erhob und ihm den Namen eines „Herrn v. Hohenfall" gab, wurde der Rat Martinitz noch bezeichnender als „Jaroslav Schmeißansky v. Martinitz" für die ihm zugefügte Beleidigung mit der Grafenkrone belohnt. [B—l.]

Ein sonderbarer Vergleich. — In einem sächsischen Volkskalender für das Jahr 1842 befindet sich eine Vergleichung der Größe des Königreichs Sachsen mit der englischen Hauptstadt London. In dieser Gegenüberstellung lautet eine Stelle folgendermaßen: „Läßt man die ganze aus 12,000 Mann bestehende sächsische Armee an sich vorübermarschieren, drei Reiterregimenter, ebensoviele Infanterieregimenter, ein Regiment Artillerie u. s. w., so hat man erst — die Nachtwächter von London gesehen." [C. T.]

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 8:
Was die Augen nicht sehen, macht den Mund nicht wässerig.

Vorsilben-Rätsel.

Mit **An** schafft er durch rüst'gen Fleiß
In seinem neuen Wirkungskreis,
Sieht hoffnungsfroh der Zeit entgegen,
Die ihn belohnt mit reichem Segen.

Mit **Ein** zog er sich still zurück
Von Schmerz und Freude, Leid und Glück;
Er glaubt, daß ihm der Seele Frieden
Nur fern vom Weltgeräusch beschieden.

Auflösung folgt in Nr. 10.

Auflösungen von Nr. 8:

des Homogramms:



M	A	S	K	E
A	L	T	A	I
S	T	O	S	S
K	A	S	S	E
E	I	S	E	N

des Wechsel-Rätsels: Bassist, Battist.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.